

vorliegen, relativieren sich die Prognosen zu angeblich rein ferritischen Endprodukten (Metall ohne Kohlenstoff).

Widersprüchlich ist die Aussage, dass die latènezeitlichen Kuppelrennöfen des Siegerlandes kaum als Konstruktion für die Eisenverhüttung zu verstehen seien (S. 404), wenn weiter unten doch analysiertes Probenmaterial aus dem Siegerland in Zusammenhang mit latènezeitlicher Verhüttung (S. 453) gebracht wird. Schließlich ist das Fehlen einer allgemein verständlichen Zusammenfassung der überaus wichtigen und grundlegenden Untersuchungsergebnisse zu bedauern. Es ist nachvollziehbar, wenn dieser Mangel bei der Mehrheit der Leser, die nicht über die notwendigen Spezialkenntnisse verfügen, auf wenig Verständnis stößt.

Die paläoökologischen Untersuchungen von M. Speier und R. Pott, zur Vegetations- und Landschaftsentwicklung, lassen einige Aussagen zum Siedlungsbild und der Landnutzung zu. Demnach setzte eine erste Besiedelungsphase mit Feldbau bereits im Neolithikum ein. Mit der Frühbronzezeit beginnt der Aufstieg der Buchen, der bis zum Beginn der Eisenzeit anhält. Fortan zeichnet sich eine deutliche Änderung der Gehölzartzusammensetzungen an. Vermutlich existierten Eichen-Birken-Niederwälder, die Hinweise auf Holzkohleproduktion als Folge einer Montanwirtschaft plausibel erscheinen lassen. Der Nachweis von Dinkel auf der Burg von Rittershausen lässt zudem auf eine landwirtschaftliche Nutzung schließen. Mit dem Entstehen von Mooren im Hochmittelalter dürfte ein so dramatischer Eingriff in die Landschaft dokumentiert sein, dass mit einem starken Zurückdrängen der Wälder zu rechnen ist. Im weiteren Verlauf musste schließlich die Holznutzung reglementiert werden. Als Folge totaler Waldvernichtung entwickelte sich im Siegerland im 16. Jahrhundert die genossenschaftliche Haubergsnutzung, die auch bis ins Dietzhölzgebiet ausstrahlte.

Die Schlusskapitel mit Beiträgen von A. Jockenhövel zum Wechselspiel von Territorialgeschichte und Eisenerzeugung und der technologischen Weiterentwicklung vom Rennofen zum Hochofen, runden den Band wohlthuend ab. Mit der Frage nach möglichen Entwicklungslinien vom Rennfeuer über die Stückofentechnik bis zum Hochofen, einhergehend mit der Verlagerung an geeignete Flussläufe zur Nutzung der Wasserkraft und der Umstellung vom direkten Verfahren (Rennofen) zum indirekten Hochofenprozess, ist ein weites Forschungsfeld umrissen, das nach Abschluss des Dietzhölzprojektes noch einige Untersuchungen nach sich zog und auch in Zukunft noch weiter forciert werden sollte.

Kastellweg 10  
D-72072 Tübingen  
E-Mail: argus.gassmann@t-online.de

Guntram Gassmann  
ARGUS Archäologisch-Geowissenschaftliche  
Untersuchungen, Tübingen

**MATTHIAS JUNG, Zur Logik archäologischer Deutung.** Interpretation, Modellbildung und Theorieentwicklung am Fallbeispiel des späthallstattzeitlichen ‚Fürstengrabes‘ von Eberdingen-Hochdorf, Kr. Ludwigsburg. Universitätsforschungen zur Prähistorischen Archäologie 138. Verlag Dr. Rudolf Habelt GmbH, Bonn 2006. € 60,-. ISBN 10: 3-7749-3421-5; ISBN 13: 978-3-7749-3421-4. 223 Seiten und 75 Tafeln.

„Die Archäologie schien ein privilegiertes Fach für die Entfaltung einer methodischen Grundhaltung zu sein, die an den Gegenständen selbst ansetzt, sie zu bestimmen und zu erschließen versucht und erst im Anschluß daran beginnt, die Gemeinsamkeiten mit und Differenzen zu anderen Gegenständen zu erforschen. Tatsächlich jedoch kann von einer solchen Grundhaltung keine Rede sein.“ (S. 13)

Mit dieser Aussage formuliert Matthias Jung prägnant sowohl seine Erwartung an die (Ur- und Frühgeschichtliche) Archäologie wie auch seine grundlegende Kritik an ihrer aktuellen Praxis. Die

vorliegende Arbeit, die als Dissertation an der Universität Frankfurt eingereicht wurde, kann als eine ausführliche Begründung dieser Kritik verstanden werden. Betreut wurde die Arbeit vom Soziologen Ulrich Overmann, dessen Konzeption einer strukturalen Soziologie sich der Verf. verpflichtet fühlt. Entstanden ist die Studie indes an der „Abteilung Vor- und Frühgeschichte“ des Instituts für Archäologische Wissenschaften der Frankfurter Universität mit Unterstützung von Jens Lüning. Sie ist somit Ergebnis einer fachübergreifenden Zusammenarbeit, die in dieser Fächerkombination bisher einzigartig ist. Dies erhöht zweifellos den Reiz der Lektüre. Es macht andererseits aber auch eine Beurteilung schwierig, weil offen bleibt, an welchem disziplinären Maßstab das Ergebnis zu messen ist. Soll man den Verf. als Wissenschaftssoziologen beurteilen, der das Verhalten einer ausgewählten Teilpopulation der Archäologen studiert hat – oder als Archäologen, der sich in die Auseinandersetzung um die beste Deutung konkreter Funde und Befunde einmischt? Beides ist möglich, verfolgt Jung doch drei eng miteinander verzahnte Forschungsinteressen.

Jungs primäres Interesse gilt den Weisen archäologischer Gegenstandserschließung. Im Mittelpunkt steht hier die Frage, wie Archäologen materielle Zeugnisse vorgeschichtlicher Epochen interpretieren, d. h. wie in der archäologischen Forschungspraxis Hypothesen entwickelt und überprüft und auf welche Weise Schlussfolgerungen gezogen werden. Diesen grundsätzlichen Fragen geht der Verf. exemplarisch anhand der Analyse des Schrifttums über das späthallstattzeitliche „Fürstengrab“ von Hochdorf und verwandte Befunde nach.

Gleichzeitig setzt er sich aber auch das Ziel, neue Erkenntnisse bezüglich der Interpretation dieses herausragenden Grabfundes zu gewinnen und zwar auf drei Ebenen: 1. im Bezug auf die verschiedenen im Grab deponierten Gegenstände, 2. den Gesamtbefund des Grabes betreffend und 3. im Hinblick auf die Sozialstruktur und die Jenseitsvorstellungen der bestattenden Gemeinschaft.

Zu diesem Zweck bedient Jung sich der Methode der „Objektiven Hermeneutik“. Deren Anwendbarkeit auf materielle Kultur zu demonstrieren bildet denn auch das dritte Hauptziel der Arbeit, die Verf. insgesamt als einen „Baustein zur Entwicklung einer allgemeinen Hermeneutik materieller Kultur“ (S. 13) verstanden wissen will.

Im Gegensatz zu traditionellen Hermeneutiken zielt die Objektive Hermeneutik auf die Herausarbeitung der objektiven Bedeutung von Zeugnissen menschlicher Praxis. Erst vor dem Hintergrund ihrer objektiven Bedeutung sei eine Thematisierung der sich mit bestimmten Handlungen oder Objekten verbindenden subjektiven Bedeutungen aufschlussreich, und nur so würden diese für den Forscher einschätzbar und in ihrer Angemessenheit beurteilbar (S. 16).

Kernoperation einer objektiv-hermeneutischen Erschließung von Wirklichkeit im Bereich der Archäologie bildet die immanente, kontextfreie Analyse der vorliegenden Funde und Befunde. Dabei konstruiert der Forscher „gedankenexperimentell Szenarien sinnvoller Einbettungen der Objekte in lebenspraktische Vollzüge. Was sinnvoll ist und was nicht, wird nicht aus vorab formulierten formalen Rationalitätsstandards deduziert, sondern jeweils material am Gegenstand selbst rekonstruiert. Erst im Anschluss an diese immanente, kontextfreie Bedeutungsexplikation wird der tatsächliche Kontext einbezogen, im Fall archäologischer Gegenstände die Fundkonstellation, Vergleichsobjekte oder auch die in der Literatur zugänglichen etablierten Wissensbestände.“ (S. 16)

Wie eine solche Analyse konkret abzulaufen habe, demonstriert Jung im ersten Teil seiner Arbeit, der aus einer „immanenten Analyse“ des Hochdorfer ‚Fürstengrabes‘ besteht (S. 20–74). Dabei handelt es sich um eine differenzierte, eng an ausgewählten archäologischen Quellentexten („Protokollen“) argumentierende, teilweise ermüdende Erörterung sämtlicher Details der Anlage und Ausstattung des Hochdorfer Grabes. Für ihre Form entschuldigt sich der Verf. schon vorab beim Leser: „Die Analysen können daher den Eindruck des unangemessen Pedantischen, zuweilen auch des Polemischen erwecken und im Leser die Neigung befördern, dem Verfasser der Analysen die zahlrei-

chen Unzulänglichkeiten seines eigenen Textes vorzuhalten. Dieser Eindruck des Oberlehrerhaften ist durchaus unerwünscht und unerfreulich, er wird aber um der Prägnanz und Deutlichkeit willen in Kauf genommen“ (Fußnote 22 auf S. 22). Doch wäre es voreilig, sich durch dieses Zitat bzw. durch die sehr spezielle Form der Präsentation von der weiteren Beschäftigung mit den mit großer sprachlicher Präzision vorgetragenen Thesen des Verf. abbringen zu lassen. Jung argumentiert durchweg auf einem hohen Abstraktionsniveau, seine Ausführungen bleiben dabei aber immer gut verständlich, gerade auch dort, wo es um schwierige Fragen der Methodologie geht.

Der zweite Teil der Arbeit ist dem Vergleich des Hochdorfer Grabes mit ähnlichen Befunden gewidmet (S. 75–207). Außerdem konfrontiert Jung hier die Ergebnisse seiner immanenten und vergleichenden Analyse mit Erkenntnissen der etablierten Forschung. Im Rahmen von Exkursen werden zusätzlich exemplarisch einige quantitative Gräberfeldanalysen aus dem Bereich der Hallstattzeit wissenschaftstheoretisch analysiert sowie die jüngeren Debatten über das Konzept des ‚Adels-‘ bzw. ‚Fürstensitzes‘ nachgezeichnet und kommentiert.

Der dritte Teil der Arbeit besteht aus zwei in den Haupttext eingeschalteten kurzen Zwischenbetrachtungen (S. 115–117, 161–163) sowie einer ebenfalls kurz gehaltenen Schlussbetrachtung (S. 208–212). Darin resümiert der Verf. prägnant die erzielten Erkenntnisse zu den Modi archäologischer Gegenwartserschließung.

Der Band wird durch ein Literaturverzeichnis (S. 213–220) und einen Abbildungsteil (Taf. 1–75, ab S. 223) vervollständigt. Letzterer dient allein der besseren Lesbarkeit des Bandes und besteht zum größten Teil aus Reproduktionen von Planaufnahmen, Photographien und Fundzeichnungen aus der verwendeten Literatur.

Das Literaturverzeichnis versammelt nahezu vollständig die inzwischen recht umfangreiche Literatur zum erst 1978 entdeckten Hochdorfer Grab. Leider fehlt im Band ein Hinweis auf den Zeitpunkt des Manuskriptabschlusses. Er muss aber vor 2005 gelegen haben, da Teile des Textes als Nachträge aus dem Jahre 2005 gekennzeichnet sind (S. 135 ff.). So konnte die 2006 erschienene Vorlage von Wagen und Pferdegeschirr aus dem Hochdorfer Grab (J. K. KOCH, Hochdorf VI: Der Wagen und das Pferdegeschirr aus dem späthallstattzeitlichen Fürstengrab von Eberdingen-Hochdorf [Kr. Ludwigsburg]. Forsch. u. Ber. z. Vor- u. Frühgesch. in Baden-Württ. 89. [Stuttgart 2006]) nicht mehr einbezogen werden. Dies gilt auch für zwei weitere in diesem Jahr erschienene Studien (A. THEEL, Die Rekonstruktion von Sozialstrukturen am Beispiel des so genannten Fürstengrabes von Hochdorf [Baden-Württemberg]. Ein Beitrag zur Anwendung ethnologischer Modelle in der archäologischen Theoriediskussion. Leipziger *online*-Beitr. z. Ur- u. Frühgesch. Archäol. 20 [Leipzig 2006]; S. VERGER, La grande tombe de Hochdorf, mise en scène funéraire d'un cursus honorum tribal hors pair. *Siris* 7, 2006, 5–44).

Von der älteren Literatur blieben, soweit ich sehe, lediglich die Beiträge von Karl Peschel, Laurent Olivier, Jörg Biel und Raimund Karl unberücksichtigt (K. PESCHEL, Zur kultischen Devotion innerhalb der keltischen Kriegergemeinschaft. In: F. Schlette / D. Kaufmann [Hrsg.], Religion und Kult in ur- und frühgeschichtlicher Zeit [Berlin 1989] 272–282; L. OLIVIER, The tomb of Hochdorf [Baden-Württemberg]: Some comments on the nature of archaeological funerary material. *Archaeol. Rev. Cambridge* 11, 1992, 51–63; DERS., The Hochdorf ‘princely’ grave and the question of the nature of archaeological funerary assemblages. In: T. Murray [ed.], Time and Archaeology. *One World Archaeology* 37 [London 1999] 109–138; J. BIEL, Polynesische Schweinebratereien in Hochdorf. In: S. Hansen / V. Pingel [Hrsg.], Archäologie in Hessen. Neue Funde und Befunde [= Festschr. F.-R. Herrmann]. *Internat. Arch. Studia honoraria* 13. [Rahden / Westf. 2001] 113–117; R. KARL, Warum nennen wir ihn nicht einfach Dietrich? Zum Streit um des dorfältesten Hochdorfer Sakralkönigs Bart. In: R. Karl / J. Leskovar [Hrsg.], Interpretierte Eisenzeiten. Fallstudien, Methoden,

Theorie. Tagungsbericht der 1. Linzer Gespräche zur interpretativen Eisenzeitarchäologie [Linz 2005] 191–202.)

Die von Jung ebenfalls ausführlich kommentierte generelle Debatte um Siedlungssystem und Sozialstruktur der Hallstattkultur ist zwischenzeitlich an anderer Stelle fortgeführt worden (J. Biel / D. Krauß [Hrsg.], *Frühkeltische Städte und Herrschaftszentren nördlich der Alpen?* Internationaler Workshop zur keltischen Archäologie in Eberdingen-Hochdorf, 12. und 13. September 2003. Arch. Informat. Baden-Württ. 51 [Esslingen 2005]. – J. BIEL, ‚Fürstensitze‘. Das Modell Wolfgang Kimmigs vor dem Hintergrund neuer Ausgrabungs- und Forschungsergebnisse. Fundber. Baden-Württ. 29, 2007, 235–245; M.-K. H. EGGERT, *Wirtschaft und Gesellschaft im früheisenzeitlichen Mitteleuropa: Überlegungen zum ‚Fürstenphänomen‘* Ebd. 255–302).

Schon diese wenigen Hinweise geben einen Eindruck davon, wie schnell sich die Diskussionsgrundlage auf dem vom Verf. bearbeiteten Forschungsgebiet verändert. Dies bedeutet jedoch nicht, dass mit gleicher Geschwindigkeit auch neue Deutungsansätze und Erklärungsmodelle generiert worden wären. Aus diesem Grunde sind die Fragen, denen sich Jung zuwendet, durchaus jene der aktuellen Hallstattforschung. Allerdings bleiben einige durchaus bedeutsame Aspekte dieser Debatte ausgeblendet. Dazu gehört beispielsweise die lange Diskussion im Anschluss an das Prunkgrab-Konzept Georg Kossacks (dazu neuerdings: C. v. Carnap-Bornheim / D. Krauß / A. Wesse [Hrsg.], *Herrschaft – Tod – Bestattung. Zu den vor- und frühgeschichtlichen Prunkgräbern als archäologisch-historische Quelle.* Universitätsforsch. prähist. Archäologie 139 [Bonn 2006], zur Neubewertung dieses Konzepts siehe auch: U. VEIT, *Kulturelles Gedächtnis und materielle Kultur in schriftlosen Gesellschaften: Anthropologische Grundlagen und Perspektiven für die Urgeschichtsforschung.* In: T. Kienlin [Hrsg.], *Die Dinge als Zeichen: Kulturelles Wissen und materielle Kultur.* Internationale Fachtagung an der Johann Wolfgang Goethe Universität Frankfurt am Main vom 3.–5. April 2003. Universitätsforsch. Prähist. Arch. 127 [Bonn: Habelt 20 059 23–40). Dies erstaunt insofern, als „ostentative Prachtentfaltung“ (S. 205) durchaus eine wichtige Rolle in Jungs Argumentation spielt.

Auch die den Grabfunden zuzuordnenden siedlungsarchäologischen Quellen bleiben so gut wie vollständig unberücksichtigt, obwohl sie mindestens auf der Ebene der Deutung der hallstattzeitlichen Sozialstruktur einzubeziehen gewesen wären. Noch mehr erstaunt die weitgehende Ausblendung internationaler Beiträge zur Hallstatt-Debatte. Sie werden von Jung in der Tat nur dort erwähnt, wenn sie in der behandelten deutschsprachigen Fachliteratur diskutiert wurden (s. z. B. S. 177). Wichtige Studien zum Thema etwa von B. Arnold, P. Brun und M. Dietler bleiben gänzlich unberücksichtigt. Diese Auslassungen mögen im Hinblick auf Jungs erstes Ziel, die Erforschung der Weisen archäologischer Gegenstandserschließung in der deutschsprachigen Eisenzeitforschung, begründbar sein. Sie wirken sich aber dort negativ aus, wo es ihm um die Beantwortung im engeren Sinne archäologischer Fragestellungen geht.

Ein weiterer Grund für die Ausklammerung der internationalen Debatte dürfte darin liegen, dass dort gewöhnlich noch schneller als in der deutschsprachigen Forschung vom Einzelbefund abstrahiert wird. Dabei ist es ja gerade das Anliegen von Jung, die Bedeutung einer immanenten Bestimmung des erklärungsbedürftigen Gegenstandes oder Sachverhaltes herauszuarbeiten, die er auch in der deutschsprachigen Eisenzeitforschung vernachlässigt sieht. Dies betreffe nicht nur die Praxis, sondern finde seinen Ausdruck auch in der entsprechenden Theoriebildung z. B. bei D. Krauß oder M. K. H. Eggert. So werde im dominanten „Methodenmodell“ „das Moment der immanenten Bestimmung des erklärungsbedürftigen Gegenstandes oder Sachverhaltes übersprungen, und auf die Dokumentation folgen sofort vergleichende Verfahren.“ (S. 17).

Wie man dieses Defizit ausgleichen könnte veranschaulicht Jung an den exzeptionellen und deshalb in ihrer Bedeutung umstrittenen Beigaben aus dem Hochdorfer Grab. Besonders charakteristisch für seine Argumentationsstruktur erscheint mir seine ausführliche Erörterung der in der Litera-

tur zumeist so genannten „Kline“ auf der der Tote lag (S. 33 ff., 118 ff. mit Taf. 24–26.). Für dieses „Bronzemöbel“ versucht Verf. aus einer detaillierten „immanenten“ Beschreibung heraus zu einer Funktionsdeutung und Bedeutungsfestlegung zu kommen. Er gelangt dabei zu der Überzeugung, dass dieses Möbelstück weder zum Liegen geschaffen wurde, noch einer größeren Zahl von Personen als Sitzmöbel diene. Auch eine frontal in der Möbelmittle – wie auf einem Thron – sitzende Person erscheint Jung durch die im Verhältnis zu der Möbellänge niedrigen Sitzhöhe unwahrscheinlich – sie erscheine nicht erhaben oder würdevoll, sondern eher verloren (S. 39). Die formale Gestaltung spreche vielmehr dafür, dass das Möbel für zwei Personen konzipiert wurde, die sich gegenüber-saßen, jede von ihnen das eine Bein auf der Sitzfläche, das andere auf dem Boden. Diese Deutung sieht der Verf. auch durch seinen experimentellen Nachvollzug verschiedener Sitz- und Liegepositionen auf der Nachbildung des Objektes im Hochdorfer Museum bestätigt (Taf. 24,1). Andere publizierte Deutungsansätze des Möbels hingegen beruhten auf voreiligen Vergleichen und seien deshalb abzulehnen. Allerdings kann auch die von Jung „hermeneutisch“ erschlossene Sitzposition nicht vollständig überzeugen. So scheint mir beispielsweise durchaus möglich, dass die erwogene sehr legere Positionierung eines Beines auf der Sitzfläche gegen elementare Reinheitsregeln verstoßen haben könnte. Jungs „naturwüchsige“ Hermeneutik (wobei „naturwüchsig“ für „von den erforschten Gegenständen erzwungen“ steht, S. 13) stößt also immer dort an ihre Grenzen, wo menschliche Gemeinschaften ihre jeweils eigenen kulturellen Regeln formulieren. In diesem Sinne erfordert die Position Jungs die Annahme der Existenz kultureller Universalien.

Ähnlich wie im Bezug auf das „Bronzemöbel“ verläuft die Argumentation im Hinblick auf die zahlreichen anderen Bestandteile des Hochdorfer Grabinventars sowie die Grabanlage insgesamt. Was die „Bedeutungsstruktur“ des Grabes insgesamt betrifft, kommt Verf. zu der Überzeugung, der Inhalt der Grabkammer stelle keine Ausstattung zur Weiterexistenz in einem Jenseits aber auch keine Zusammenstellung von Objekten anlässlich der Bestattungsfeierlichkeiten dar. Er sei vielmehr am ehesten pragmatisch motiviert zu verstehen, d. h. die den Toten begleitenden Gegenstände gehörten seinem diesseitigen Besitz an, wurden von ihm bereits im Leben benutzt und waren wichtig zur Kennzeichnung seiner Identität und sozialen Position: „weil sie als ihm zugehörig verstanden wurden, mussten sie auch symbolisch mit ihm sterben“ (S. 205). Ebenfalls nicht weiter führt es, wenn mit Blick auf die Vergoldung einzelner Beigaben und deren anschließender Verhüllung mit Stoffen von einer „Dialektik von ostentativer Prachtentfaltung und endgültiger Verbergung“ die Rede ist. Ein entsprechender Gegensatz wiederhole sich in anderer Form im reichem Keramiksatz und der Einäscherung des Toten aus Grab IX des Hohmichele (S. 205). Diese Argumentation erinnert stark an die binären Gegensatzpaare des frühen Strukturalismus, bleibt letztlich aber ebenso unbegründet wie die sozialarchäologischen Schlussfolgerungen des Verf. in deren Zentrum die Zurückweisung der Ansprache des Toten als „charismatischen Herrscher“ mit priesterlicher Funktion steht: „Will man die soziale Position des Toten mit einem prägnanten Begriff fassen, so erscheint uns der des „Häuptlings“ im Sinne der engen ethnologischen Definition am ehesten angemessen.“ (S. 207) Dies erscheint vor dem Hintergrund der zahlreichen bereits vorliegenden sehr differenzierten Erörterungen dieser Problematik ein eher bescheidener Erkenntnisgewinn.

Im Hinblick auf die wissenschaftstheoretisch-methodologische Dimension konstatiert Jung für das von ihm analysierte Forschungsfeld zwei wesentliche Momente archäologischer Gegenstandserschließung: 1. den Vorrang von Vergleichsoperationen vor der immanenten Bestimmung der zu untersuchenden Objekte und 2. ein „subsumtionslogisches“ Vorgehen. Dabei sei die Subsumtionslogik, das heißt die Zuordnung archäologischer Funde zu (vermeintlich) besser bekannten Phänomenen aus anderen Regionen oder Epochen, das Grundlegendere und Umfassendere. In ihr komme „unverstellt und unmittelbar ein bestimmter Forschungshabitus zum Ausdruck“ (S. 163). Der Vorrang, den vergleichende Verfahren in der Forschung genossen, sei lediglich als Folge und Spezifikation dieser habituellen Verfasstheit zu verstehen. Vergleichsoperationen müssten nicht zwangsläufig sub-

sumptionslogisch durchgeführt werden, denkbar seien sie auch dergestalt, „daß im Sinne eines rekonstruktiven Vorgehens sowohl die Unterschiede wie auch das strukturell Gemeinsame des miteinander Verglichenen bestimmt werden“ (163). Dies scheint mir indes eine notwendige Bedingung jeglichen archäologischen Vergleichens und damit jeder ernsthaft betriebenen Archäologie.

Die Rekonstruktion archäologischer Handlungslogik bezieht sich ausschließlich auf die deutschsprachige Ur- und Frühgeschichtsforschung. Die Frage nach der Übertragbarkeit der Ergebnisse auf Archäologien anderer Länder lässt der Verf. ebenso offen wie jene nach der Entstehung des von ihm beschriebenen Fachhabitus. Diese Begrenzung erscheint angesichts der kasuistischen Anlage der Studie zwar nachvollziehbar und konsequent. Dennoch erstaunt das Fehlen jeglicher Andeutungen, in welcher Weise der erhobene Befund in einen größeren wissenschaftshistorischen Kontext eingeordnet werden könnte.

Möglicherweise hat sich der Verf. eine Antwort auf diese Frage schon durch die Auswahl seines Fallbeispiels gestellt. Unstrittig dürfte sein, dass sich die Handlungslogik der Ur- und Frühgeschichtlichen Archäologie an qualitativ mit dem Hochdorfer Befund nicht vergleichbaren Quellen herausgebildet hat. Ziel prähistorisch-archäologischer Forschung war zumeist die serielle Analyse von unbeschrifteten Objekten, deren Funktion (als Werkzeug, Waffe, Trinkgefäß u. ä.) vorderhand unproblematisch erschien. Der Hochdorfer Befund bildet demgegenüber nicht nur in praktischer, sondern auch in erkenntnislogischer Hinsicht einen Spezialfall (Jung schreibt ihm zu recht im weiteren Sinne eine Textgestalt zu, s. S. 16 mit Fußnote 8). Es scheint deshalb denkbar, dass sich unser Fach bislang auf die besonderen Anforderungen, die seine Interpretation stellt, noch nicht genügend eingestellt hat. Insofern mag die Kritik Jungs am Fach, bezogen auf die Deutung so exzeptioneller Funde wie der „Kline“, durchaus ihre Berechtigung haben. Sie lässt sich aber nur sehr bedingt verallgemeinern. Eine ähnlich sinnvolle Anwendung der methodischen Prinzipien der Objektiven Hermeneutik auf die in der archäologischen Praxis weithin dominierenden Kleinfunde (bzw. auf einfache Befunde wie das berühmte Pflostenloch) dürfte nicht möglich sein.

Trotzdem halte ich den Hinweis Jungs, dass wir angesichts der im Fach gepflegten intensiven Anwendung von Methoden zur klassifikatorischen Rubrizierung von Funden, teilweise verlernt haben, die Funde zunächst einmal genau zu betrachten, für durchaus bedenkenswert. Und mein Gesamturteil über die vorliegende Studie fällt keineswegs so negativ aus, wie man angesichts der vorstehenden kritischen Anmerkungen vielleicht vermuten könnte. Zwar ist die Perspektive, aus der heraus argumentiert wird, in verschiedener Hinsicht sehr eingeschränkt, aber in diesem Rahmen erweist sich die Argumentation als bemerkenswert konsistent. Dabei liegt die größte Stärke des Verf. m. E. in seiner Fähigkeit zur kritischen Analyse der methodologischen Argumentationsstruktur der von ihm behandelten archäologischen Studien. Hierzu finden sich im Text immer wieder überraschende und erhellende Einsichten, die eine Lektüre lohnend erscheinen lassen. Dies gilt beispielsweise für seine Ausführungen zur so genannten „materialimmanenten Beigabenbewertung“ bei M. Gebühr und S. Burmeister (S. 182 ff. 209) oder zur Verwendung des Analogiebegriffs bei M. K. H. Eggert (S. 152). Darüber hinaus bildet die vorliegende Arbeit mit ihrem nachdrücklichen Insistieren auf einer klaren Methodologie der archäologischen Gegenstandserschließung einen reizvollen Gegenpol zum nicht selten zu vergleichbar extremen Positionierungen neigenden modischen Konstruktivismus der aktuellen Diskussion (dazu: U. VEIT, *Ethnogr.-Arch. Zeitschr.* 47, 2006, 360 ff.). Manuskript eingereicht 17.4.2008

Ritterstr. 14  
D-04109 Leipzig  
E-Mail: ulrich.veit@uni-leipzig.de

Ulrich Veit  
Universität Leipzig  
Historisches Seminar  
Professur für Ur- und Frühgeschichte